

## Jaromír John: Eine Beichte<sup>\*)</sup>

Ich muß beichten, was für ein erbarmungsloser Sterb ich war . . . Urteilt gerecht, sonst komm ich um den Verstand. Mein Gedächtnis schwindet und es freut mich nichts.

Gleich als ich von der Klinik kam, hat man mich wegen Defektion und Trunksucht eingesperrt.

Trink ich eine Viertelstunde, so sehe ich Berge . . . Wohin ich schaute, schneebedeckte hohe Berge . . . wie in Albanien, ein Schauer packt einen; nach einer halben Stunde . . . werden sie schon kleiner, die Lüden . . . klein, wie aus der Ferne gesehen. Ich fürchte mich nicht mehr und denke mir: „Kinderchen, lebt wohl!“ Ich stelle mir vor, daß ich im Zuge von ihnen wegfare. Nach einer Stunde . . . sind es Hügel geworden, unschuldig und lieb, daß man sie streifen möchte; Gras und Gestrüch ist darauf, Wälder, Forsthäuser. Und zuletzt — da brennt mir schon der Kopf — sehe ich eine wunderschöne Ebene, unabsehbar, ohne Ende, Rüben- und Getreidefelder wie Stücke Tuch, Wiesen wie Billards, Dörfer wie aus Zuckerwerk und prächtige Städte; von Türmen und Häusern wehen Fahnen.

Ich sehe dieses Menschenwerk — bin selbst ein Mensch, einer aus der Masse — ach, dann ist mir wohl . . .

Niemand wird mich je wieder in die Berge bekommen, solange ich lebe.

Nach dem Typhus in Albanien sind mir die Beine bis zum Knochen abgemagert und abgestorben.

Jetzt kann ich wieder gut gehen. Elektrizität und Massage haben mir geholfen.

Nur der Kopf — der Kopf!

Ich denke ineinemfort über jenes Unglück nach und sehe ineinemfort die armen Teufel, die ich ums Leben gebracht habe . . . Am schlimmsten ist es, wenn in der Nacht der Wind braust und im Ofen heult: „Hu — hu . . . sie holen dich! . . .“

Gerade heute geht's mir schlecht.

Ich weiß nicht, wen ich bitten soll, mir alles richtig zu erklären. Irge n d j e m a n d muß das doch verstehen. Ich habe an den Professor geglaubt, er hat mich untersucht, hat gesehen, wie ich tobte, weinte, mit dem Kopf gegen die Wand schlug, alles wegen dieser toten Serben, dieser armen Teufel — zwölf waren es, wie die heiligen Apostel.

Als ich ihm alles erzählt hatte — es wurde ja zur Erinnerung ansténographiert — und ich ihn mit gerungenen Händen bat, mich davon zu befreien — da lachte er.

Gott weiß, woran er dachte. Damals begriff ich, daß er mir nicht helfen wird und daß eigentlich alles zum Lachen ist.

Es kommt vor, daß ich vergesse, bei der Arbeit, beim Rauchport, oder wenn meine Frau mit der Kleinen zu Besuch kommt.

Aber sie fahren wieder weg und ich bin wieder in dieser Stille, ich spreche, weiß nicht

was, ich tue meinen Dienst, führe die Patrouille, alles wie im Traum.

Menschen, Wagen, Rüge, Marode sehe ich wie im Biographen; um mich kann noch so großer Lärm sein, es hilft nichts, ich bin inmitten der Stille. Ich höre die Stille rauschen.

Zenda, mach das Taschentuch naß, der Kopf will mir verbrennen . . .

Damals . . . damals . . . wurden wir aus Montenegro über Djalovo nach Albanien geschickt. Wir sollten mit der Gebirgsartillerie die Serben verfolgen, gegen Durazzo zu.

Aber Hunger und Elend trieben sie hundertweise aus den albanischen Bergen zurück und sie ergaben sich. Die Unseren ließen in den Arnanendörfern nur eine Charge und zwei, drei Mann zurück, um Ordnung zu halten. Viele hunderte, tausende Serben ließen ihnen aus den Bergen zu und bettelten um Brot . . .

Die Unseren stellten sich ihnen in den Weg und riefen, wie die Serben heranlanten: „Wir haben nichts! . . . kein Brot da! . . . marsch! . . . Belgrad!“ Und sie wiesen nach Norden.

Die Serben marschierten also nordwärts. Die Strahlen wimmelten von ihren Haufen, an der Raska war bis Mitrovica kein Fußbreit frei.

Sie gingen sich selbst überlassen. Abends waren sie auf den felsigen Anhöhen wie rostbraune Ameisen anzusehen; auf jedem Wiesenfeld Feuer an Feuer, überall befeindender Rauch. Sie kletterten auf die Pappeln, rissen die frischen Äste ab, verbrannten die Weidensträucher, verbrachten die Nacht, und am frühen Morgen — ging es heidi weiter . . . auf Belgrad zu . . .

Wenn wir in den albanischen Bergen bis auf den letzten Mann umgekommen wären, niemand würde je erfahren haben, wann, wo und wie wir diese jammervolle Welt verlassen hätten.

Solange zwei Batterien zusammen marschierten, war es noch gut.

Wege gab es nicht, mit den Saumläuren gingen wir über Stock und Stein, watenen durch Wasser und Schnee, arbeiteten uns stundenlang durch Gestrüpp und Eichenholz durch.

Die Pferde stürzten von den Felsen, wir waren hoch oben, Schneegestübe gingen auf uns nieder, es war grimmig kalt, und schließlich wußten wir nicht, wo wir waren, wohin wir gingen. Wir schauten von oben auf die Dörfer im Tal hinab — durch die Wolken unter uns, aus denen es vielleicht schneite, während auf uns die Sonne schien — wie ein falsches Geldstück.

Wie oft standen wir an einem jenseitigen Felsen, konnten weder hinauf noch hinunter.

Der Oberleutnant sagte, das sei wie auf der Martinswand und es wäre gut, wenn ein Engel käme, uns zu befreien. Wir aber meinten: Wenn nur ein Engel käme, uns zu sich zu nehmen und uns für alle Zeit zu befreien.

Einer von uns erklimmte den Gipfel, besah sich die Situation, darauf verbanden wir den Pferden die Augen und bekreuzten uns . . .

Zwimal liegen wir die Pferde an Seilen hinstreckt. Zuletzt hatten wir kein Stückchen rich-

tigen Strides mehr, nicht einmal einen Lappen Zelttuch, wir hatten daraus Polster für die Pferde gemacht, damit sie nicht ausglitten. Es gab nichts, worunter zu schlafen, aber es konnte ohnehin keiner schlafen seit dem Tage, an dem der Kanonier Poljanicki eingeschlafen und erfroren war.

Viele Pferde erfroren. In Albanien durfte man den Bergbewohnern kein bißchen Heu wegnehmen außer gegen bar. Der Oberleutnant hatte zwanzigtausend in Papiergeld bei sich, sie aber wollten Gold.

Schade um die Pferde, den Stolz der Batterie. Als wir von Prag abfuhren, waren sie rund wie die Walzen.

Was haben wir uns mit ihrer Pflege abgemüht! Sie fraßen Nadelstreu und kriegten Stolit. Oft und oft hab ich ihnen mit der Hand in den Steiß gegriffen und sie so gerettet, jetzt aber schossen wir eins nach dem andern nieder. Die Pferde, die die Gebirgsgeißeln trugen, hatten eiserne Sättel mit Hochhaarunterlage, aber die armen Pferde, die die Munition tragen mußten, die waren Märtyrer. Unfänglich hatten sie unter dem improvisierten Packattel zu leiden, den ein Major in Wien erkonnen hatte. Er wollte bessere Sättel konstruieren als die bosnischen! Was versteht denn auch so ein dummer bosnischer oder dalmatinischer Bauer, wenn er einen so wundervoll konstruierten und seit Jahrhunderten erprobten Sattel auf seinem Esel hat? Wären bosnische Sättel zu haben gewesen, wir hätten sie mit Sonne genommen, um die Pferde zu schonen. Ich wünschte euch nicht, die Druckschäden zu sehen, groß wie ein Out, mit kahler löcheriger Haut und Litern von stinkendem Eiter. Immer und immer wieder habe ich diese Wunden gereinigt, habe die abgestorbene Haut mit der Schere weggeschnitten; sie ließ sich ziehen wie Teig und eine gelbe Flüssigkeit quoll daraus hervor, und im lebendigen Fleisch waren tiefe Löcher, in die ich lacholgetränkte Seifen stopfte.

Aber was half das alles? Die Pferde magerien fürchtbar ab, waren nur noch Haut und Knochen, bisßen sich in den Hals, fraßen Schnee, fraßen die Holzwohle aus den Polsterungen, so daß wir ihnen das bloße Holzgerüst des Sattels auf das lebendige Fleisch, auf die Wunden auflegen mußten, und dann wurde ihnen ein Meterzinnmer aufgepaßt — Hochoder Munitionskisten.

Ah mein Gott!

Ferdik erfror, der Apfelschimmel, der sich lange gehalten hatte. Er war das schönste Pferd der Batterie und trug ein Geschützrohr. Eines Morgens, als es tagte, stand ich vom Feuer auf und konnte keinen Schritt tun, so steif waren mir die Füße vor Kälte. Ferdik stand im Schnee, ungefähr zehn Schritt entfernt, auf einem flachen Steinblock, die Beine gespreizt wie um zu pissen.

Ich warte — er rührt sich nicht. — Ich pfeife ihm — wieder nichts.

Ich schreie: „Ferdka — la-la-la!“ Er bewegt sich gar nicht.

<sup>\*)</sup> Aus dem Novellenband „Abende auf dem Strohsack“ — Soldaten erzählen ihre Kriegserlebnisse.

Ich arbeitete mich durch den tiefen Schnee zu ihm durch, berührte seine Flanke: eiskalt. Ich stieß ihn an und Herda fiel um wie ein Holzpferd — alle viere nach oben — so erstarrt war alles, wie Stein.

Er war im Stehen erfroren. Man teilte uns in Gruppen, mir als Charge gab man acht Tiere und einundzwanzig Mann, und wir trennten uns, damit wenigstens die einen oder die anderen aus diesem Labyrinth herauskämen.

Wie wir aussahen? Im Felde sahen wir Sommerwäsche im Winter, Trikots und Pelze hingegen im Sommer. Das ist schon so lib:ch.

Die Füße staken in Sackhadern, die Beine in weißen arnautischen Flanelkhosen; mir reichten sie an den Kabel und fielen hinunter. Ueber der Bluse hatte ich zwei Mäntel, Kopf und Hals waren mit einem seidnen Frauenrock umwickelt, den ich für fünf Dinar von einem Preußen in Skraljevo erstanden hatte, darüber kam ein türkscher Turban, daß nur die Augen hervorschausten. Ein Maskenzug waren wir, aber was half das alles?

Meine Ohren sind — das wißt ihr — nur zwei Schwarten, Nase und Kinn werden auch nie wieder richtig werden, von den Fingern der rechten Hand wird die grüne Farbe niemals mehr heruntergehen, und daß man mir an den Füßen bloß drei Zehen weggeschnitten hat, hab ich nur meiner Frau zu danken, die mich nicht operieren lassen wollte.

Jene Lumpenkerle sagten mir, ich sollte mir beide Beine abnehmen lassen, Prothesen seien besser als richtige Beine . . .

Am fünften Tag stiegen wir in eine Schlucht hinunter und erblickten eine Hütte, von deren Strohdach Rauch aufstieg.

Hatten wir eine Fremde! Eine Hütte, und sei sie noch so schlecht und voll Mist, ist doch ein Obdach, und am Balkan haben in solchen Hütten schon Generale und Kronprinzen geschlafen, wie jener bayrische vom Alpenkorps.

Ich schlug die Tür ein. Das Haus war herrenlos; vorn, im Pferdestall, hatten Serben sich ein Feuer angemacht.

Sie lagen am Boden in braunen Lumpen, die Mütze auf dem Kopf, unter sich Säde. Wenn ich nicht den grauhaarigen Alten gesehen hätte, der da saß und das Feuer unterhielt, hätte ich gemeint, sie seien alle tot.

Ich stieß in der Dunkelheit an einen an. Er stöhnte: „O — o — ju — ju . . .!“

Ich dachte bei mir, hier werden wir ein gutes Nachtlager haben.

Die Pferde banden wir draußen an, wir selbst drängten uns in die steinerne Kammer, in die aus dem Stall eine einzige Tür führte. Die Kammer hatte einen hölzernen Fußboden, darin war eine Falltür eingelassen als Zugang zu einem unterirdischen Versteck. Statt der Fenster waren Schießscharten. In den Winkeln lag allerlei uraltes Gerümpel umher, Kisten, Holzpfähle, Bretter, Handmühlen; von der Decke hingen an Stangen Maiskolben.

Wir gaben den Pferden davon und den Serben auch, einige Jungens stöberten Siebe auf, machten draußen im Schnee ein Feuer an und brieten noch vor dem Schlafengehen „Gähnen“\*).

\*) „Gähnen“ nannten unsere Soldaten am Balkan die Maiskörner, die bei mäßiger Wärme über dem Feuer auf einem Sieb geschüttelt werden und aufspringen, so daß der weiße, mehligte Inhalt in Gestalt eines dekorativen Schaumes herausquillt. Solche Körner sind mürb, von süßlichem Geschmack und werden in allen Balkanstädten verkauft. Für einen Sechier gab es eine Mütze voll.

# Die Rote Fahne!

Von Peter Sloth

Sie liegt unter altem Gerümpel versteckt den Augen der Senker verborgen; und ist sie zerknüllt auch, zerrissen, besleckt, sie ist doch die Fahne von Morgen!

Noch ruht sie im Dunkel — wir rollten sie ein — und rings um sie ist es stille. — Sie war und sie ist und sie wird wieder sein beim Sturm auf die braune Bastille!

Bis Mitternacht unterhielt ich mich mit dem alten Serben.

Er erzählte, sie seien aus dem Prizrener Spital entflohen. Sie hatten gegen die Bulgaren gekämpft, waren an Typhus oder Ruhr erkrankt.

Sie fürchteten sich vor den Bulgaren. Niemand wollte in Prizren bleiben. Hundert von ihnen entflohen aus dem Lazarett. Es fuhrten vier Wagen mit Schwertmardern. Hinter Prizren ist eine gute Straße, erbaut von österreichischen Gefangenen, aber nach ungefähr dreißig Kilometern hört sie auf.

Sie spannten aus, führten die Ochsen hinter sich her, luden die Schwertmardern und Kranken auf den Rücken und marschierten in die albanischen Berge.

Zum Schluß waren nur zwölf von ihnen übrig, die andern waren erfroren, gestürzt, zurückgeblieben — hatten nicht weiterkönnen — oder waren umgekehrt.

Und von diesen zwölf waren vier auf dem Rücken bis zu dieser Baude getragen worden.

Weiter konnten auch die Träger nicht mehr, die Glieder froren ihnen ab — und so zogen sie hier ein, und leben nun hier seit einer Woche, nähren sich von Kokuruz und warten auf Befreiung . . .

Ich, Freunde, war der, der sie befreit hat!

Ich legte mich in der Kammer hin und schlief ein.

Etwas nach einer Stunde weckte mich ein fürchterliches Geschrei, — Krachen, Gewehrschüsse.

Ich stürzte in den Stall, sehe einen ungeheuern Brand.

Aus dem Brande kollern die Serben und schreien . . .

Die im Stroh verstreuten Patronen knallen . . .

Wir löschten den Brand. Ich wurde böse auf die Serben, weil sie so schlecht auf das Feuer aufgepaßt hatten und jagte sie hinaus.

„Am Jesu Christi willen“, dachte ich bei mir, „wenn dieser hölzerne Stall abgebrannt wäre, wären die Serben mitverbrannt, wir aber wären in der Kammer erstickt . . . Nirgends ein Ausgang.“

Die Serben wollten nicht hinaus, flehten, rangen die Hände: „Gospo'ne . . . gospo'ne . . .“

molim . . . pokorno . . .“ („Herr, Herr, . . . bitt' ergebenst . . .“)

Ich geriet in Wut; ohne was zu denken, schrie ich nur: „Hinaus mit euch, marsch! — marsch!“

Als sie sich nicht rührten, zog ich den Revolver hervor, da erst begannen sie zur Tür zurückzuweichen, flehten von dort, aneinanders gedrängt wie ein Häufchen Sädern.

Aber ich hatte kein Herz.

Meine Leute schleppten einen nach dem andern an Kopf und Füßen hinaus — in den Frost — in den Pferch. Dort legten wir sie im Kreise nieder wie zwölf Holzstücke — machten ihnen ein Feuer an — brachten trockenes Holz herbei, damit sie bis zum Morgen genug hätten . . .

Ich lachte, als ich dann sah, wie es unsern Pferden in dem warmen Stall behagte, wie sie sich in die trockene Blätterstreu legten und sich wälzten, wie zufrieden sie waren und wie ihr vom Frost erhartetes Fell sich angenehm erwärmte . . .

Am Morgen hatte keiner von uns Lust hinauszugehen.

Es war ein solches Frostwetter und Schneegestöber, der Wind trieb stehende Radeln vor sich her, auf dem Dach der Hütte klopfte es wie mit Fingern, und von überallher, aus den Bergen und Abgründen brauste es: Hu . . . hu . . . sie holen dich!

Wir liehen im Kessel Schnee für das Frühstück und zum Waschen aufstauen, uns war wohl und behaglich, an die Serben erinnerten wir uns gar nicht.

Erst gegen Mittag ging einer von uns nach dem Pferch und kam gleich zurück.

Gut durchwärmt, gewaschen, gesättigt, ging ich nach ihnen sehen.

Rings um das erloschene Feuer lagen die zwölf Serben — erfroren. Ihr Führer — der Alte — war im Eise erstarrt, an die Flechtwand gelehnt, die Füße nach türkischer Art untergeschlagen, die Hände im Schoß, den Kopf zurückgelehnt, die Augen aufwärts, zum Himmel gewendet . . .

Auf seinem alten grauen Kopf hing der Rauchreif im Haar. Und die Augen — zwei tief eingefallene Höhlen — waren vom Schnee verschüttet . . .

Da sah er, hatte gebetet, Gott angerufen, und war so gestorben . . .

Und mit ihm starben die zwölf Serben, arme, arme Kerle.

Was hätte ich tun sollen? Ich suchte die Achseln, hieb mit der Hand durch die Luft und am nächsten Tage wußte ich von nichts mehr.

Aber im Lazarett in Cattaro, wo ich an Typhus krank lag, hab ich mich an alles erinnert . . . Ich sah die Füße und die Spanken des einen . . . den Kopf und die blauen geballten Fäuste des andern . . .

•

Ihr schweigt? Ich weiß, was Ihr denkt.

Ich kann nicht schlafen und gegen Morgen höre ich Tag für Tag das Jügelglockchen unserer Kapelle läuten . . . ganz leise . . . wie das Summen einer Wespe . . . und ich sehe vom Bett aus, wie die Sterne verblässen . . . und der Himmel sahl wird.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Tschechischen von Ida Steinwälder.

# Das mißbrauchte Vaterland

Um etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen: die Begriffe Heimat, Vaterland sind mehr als Illusion. Sonst wäre es gar nicht möglich, sie zur Verwirrung der Köpfe zu mißbrauchen, sie als Grundlage zu nehmen für falsche Ideale, die erst durch die Untermauerung und Vermengung mit echten, festen Fuß fassen können. Es ist ein Zeichen für den sittlichen Fortschritt der Menschheit, daß man Massenmord und Raubzüge, im Alltagsleben Krieg genannt, heute als ideale Forderung in a s k i e r e n u ß, um eine willige Gefolgschaft zu finden, wozu man sich hinter „nationale Begeisterung“ und „Vaterland“ versteckt. Nur unter der Voraussetzung, daß Verwachsenheit mit Heimat und Scholle wirklich vorhanden sind, kann es gelingen, sie zu übersteigern, sie aufzulösen, bis zur Verzerrung und Bekrampfung. Das Ergebnis ist, daß man die Maßstäbe verliert und das gesunde Empfinden übermächtig wird von einem Pseudopatriotismus, der sich gegen das Vaterland kehrt, dem er zu dienen vorgibt, allein schon aus dem Grunde, weil es ja mit den Menschen eine Einheit bildet, denen es ein solches ist.

Wo dies nicht oberster Grundsatz bleibt, entsteht die groteske Annahme eines Staates, der um seiner selbst willen da ist, einer Staatsidee, die über die Staatsbürger hinauswächst und wichtiger wird als sie. Liebe zur Heimat, Sehnsucht nach der Scholle, sie möge noch so überwältigend sein, sie ist doch nicht loszulösen von den Menschen, die in unseren Heimatbegriff mit hineinverwachsen sind und die Heimat erst voll zur Heimat machen. Es ist weniger schwer, sich in der Fremde, gemeinsam mit Menschen, die man liebt, ein neues Zuhause zu schaffen, als von ihnen abgetrennt allein in der alten Heimat zu bleiben. Eine läugerische Propaganda, die dies nicht anerkennen will, erinnert an das Gehaben der Kläse, die mehr dem Hause anhängt, als den Menschen, zu denen sie gehört und die bei Umzügen diese verläßt, um nach der alten Wohnstätte zurückzukehren. Gerade wer die Heimat liebt, mühte davor zurückzureden, sich in ihrem Namen gegen andere Menschen aufzutürmen zu lassen, sie heimatlos zu machen. Kein „Ideal“ vermag den Krieg zu rechtfertigen,

höchstens der Selbsterhaltungstrieb, der den, der angegriffen wird, zur Notwehr schreiten läßt. Wer sein Vaterland liebt, wird es vor einer Katastrophe zu bewahren trachten und sich nicht zum Werkzeug einer kleinen Gruppe von Ruhnießern machen, die zuletzt selbst betrogene Betrüger sind, weil der Krieg auf lange Sicht doch nur Besiegte kennt. Es ist ein tragischer Zwiespalt, daß sie es erst zu spät erkennen können. Leben sie doch davon, daß sie Menschen gegeneinander verbeßen oder doch zumindest voneinander abschließen.

Deshalb müssen gewisse Bewegungen ewig unpazifistisch bleiben, deshalb müssen sie mit Feuer und Schwert jene verfolgen, die, durch die

Verhältnisse gezwungen, sich an verschiedenen Stellen der Erde fest verankerten und so den lebendigen Beweis bilden dafür, daß man wirkliche Heimat auch finden kann, da, wo man liebe Menschen und zu erfüllende Aufgaben hat. So soll ein Internationalismus, der die Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung auch fremder Vaterländer erkannt hat, zum Verbreden abgestempelt und der für jede unverbildete Denkart selbstverständliche Gedanke ausgerottet werden, daß über allen, selbst den heiligsten Dingen, der Mensch steht, daß über Berge, Täler, Grenzen hinaus menschliche Verbundenheit reicht und nur gewaltsam unterbrochen werden kann. Hella R o h m.

# Vom Zweck der Welt und des Lebens

Von Ernst Berner

Am Anfang pflegt schon das Ende, das Ziel, der Zweck unserer Handlungen, vor unseren Augen zu stehen. Wir sind so gewöhnt, zweckmäßig zu handeln, daß ein zweckloses Tun uns kindisch, töricht, sinnlos erscheint. Darum suchen wir auch in allem, nicht bloß in unserem Leben, sondern auch in aller Welt einen Zweck, einen Sinn. Man will nicht annehmen, daß irgendein Gegenstand, ein Vorgang auf der Welt selbst zwecklos sei. So lesen wir denn in dem bereits vor etwa 3500 Jahren abgefaßten ersten Buche Moses, die Pflanzen seien dazu geschaffen, damit sie Tieren und Menschen als Speise dienen, die Menschen, damit sie über alle Tiere herrschen, und die Gestirne, damit sie die Erde beleuchten und die Zeit anzeigen. Und der berühmte Grieche Aristoteles, der 384 bis 322 vor Christus lebte, lehrte, jedes Ding habe einen Zweck, der Zweck sei die vornehmste Ursache der Dinge, ja, das Beste in der Welt, und der Zweck des Menschen sei, durch Tugend glücklich zu werden.

Die neuere Naturkunde vertweist diesen Darstellungen gegenüber darauf, daß der Himmel keine „Weste“ ist, sondern ein unermesslicher Raum, in dem sich Millionen Weltkörper als Sonnen, Erden, Monde, Haarsterne u. dgl. bewegen. Viele von ihnen leuchten nicht mit eigenem, sondern, wie auch unsere Erde, mit widergestrahltem Licht, das Licht vieler wird von dem unbewaffneten Menschenauge über-

haupt nicht wahrgenommen, kann also für die Menschen nicht da sein, abgesehen davon, daß Wolken und Verfinsterungen uns die himmlischen Lichter oft verbergen. Berner spricht die Tatsache, daß die Erde eine an zwei entgegengesetzten Stellen, den Polen, abgeplattete, in der Mitte dazwischen aber etwas ausgebauchte Kugel ist, nebst anderen Umständen dafür, daß sie selbst vor ungezählten Jahrmillionen eine glühend flüssige Kugel war, die mit eigenem Licht leuchtete und keinem Lebewesen eine Stätte bot. Und wie die Erde als selbständige Lichtquelle erloschen ist, kann auch einst die Sonne erlöschen, allerdings wohl erst wieder nach unzähligen Jahrmillionen, und dann mühten sämtliche Lebewesen auf Erden wieder vergehen. Die Bibel selbst berichtet ja von deren einstiger fast vollständigen Vernichtung durch die Sintflut, und wir wissen aus Erfahrung, daß durch Erdbeben, Ausbrüche feuerpeiender Berge, Uebersutungen, Untergang im Meer, Versandung, Dürre, Kälteeinbrüche, Stieppen- und Waldbrände, Seuchen und andere Ursachen ständig viel Leben vernichtet wird, so daß sich die Frage aufdrängt, welchen Zweck diese Zerstörungen oder welchen Zweck das zerstörte Leben hatten. Ganze Gattungen von Pflanzen, Tieren und Menschen sind von der Erdoberfläche verschwunden. Es ist auch nicht sicher, daß die Pflanzen nur dazu da sind, um den Tieren als Nahrung zu dienen; denn

# Hänschen klein...

Ein Wiener Enkel jenes Hans Klein, der als Hänschen allein in die weite Welt hineingegangen war, dachte eines Morgens beim Erwachen beiläufig: „Was dem Großvater so gut bekommen hat, kann mir nicht schaden“ und machte sich mit Stock und Hut auf den Weg. Da aber den Leuten eben langweilig geworden war, weil die letzte größere Schlacht schon über fünfzehn Jahre zurücklag, kam er nur bis zur Donau.

Die Brücke war gesperrt! Deshalb setzte sich Hänschen II in ein Boot, um die Donau hinabzufahren, und es ging den Tag über ganz gut. So um die Dämmerung herum jedoch fing ihn ein Süß vor Preßburg die tschechische Finkwache und nur dem Umstand, daß er so herzig war, hatte Hänschen zu verdanken, daß man ihn, weiter unbehelligt, beim Grenzstein ans Land setzte.

Hier erklärte ihm ein zufällig freundlicher Zollwächter, daß man zum Grenzübertritt einen Paß brauche. Das aber konnte Hänschen nicht verstehen, weil von Grenze und Paß in Großvaters Lied nichts vorkam. Doch fiel ihm ein, daß außer der Wurst alles ein Ende habe, also wohl auch diese nicht begreifbare Grenze,

und so wanderte Hänschen nach Süden, um das Ende zu finden. Aber die Grenze wollte kein Ende nehmen, vielmehr bog sie nach Westen um und ging in dieser Richtung schier endlos weiter bergauf und bergab und schließlich wieder bergauf in Höhen, die zu bewältigen dem Kleinen recht schwer wurde. Als er auf dem höchsten Gipfel stand, da sah er mit dem scharfen Blick seiner unverdorbenen Kinderaugen, daß die Grenzsteine sich fortsetzten nach Norden und zurück nach Osten und schließlich dort wieder anschlössen, wo der Zollwächter ihm die unverständliche Geschichte vom Paß erzählt hatte.

Da gab Hänschen die Wanderung auf, breitete seinen Hubertusmantel zwischen den Armen aus, überließ sich einer günstigen Luftströmung und flog im Gleitflug zurück nach Wien in sein Bett. An dem sah schon der Großvater, um ihm beim Strümpfanziehen zu helfen.

„Heute ist wieder keine Schule, Hänschen“, sagte der Großvater, „das Unglück ist noch nicht vorüber.“

„Hurra!“ schrie Hänschen, „da ist Zeit, daß Du mir erklärst, wozu ein Paß und eine Grenze gut sind.“

Der Paß ließ sich als Papier mit Bild, das dazu gut sei, um über die Grenze gelassen zu werden, ganz gut erklären. Bei der Grenze

aber fing der Großvater an herumzustottern, besonders da Hänschen nicht zufrieden war mit der Erklärung, was eine Grenze sei, sondern nach Kinderart durchaus wissen wollte, wozu sie gut sei. Da stellte sich heraus, daß der Großvater bei seinen Jugendwanderungen Grenzen nie hatte beachten müssen und deshalb nie zum Nachdenken darüber angeregt worden war, wozu sie gut seien, und fünfundsiebzig Jahre alt geworden war, ohne es zu wissen. Er war durchaus nicht imstande, es zu erklären.

Das darauffhin einkehrende Gebrüll des als einzigen Enkels doppelt verzogenen Hänschen lodte Vater und Mutter herbei. Diese ging gleich in die Küche zurück, da Frauen solche Sachen nicht zu wissen brauchten, der Vater, der Kaufmann war, behauptete, Grenzen seien zu nichts gut, sondern schlecht. Doch gelang es, Hänschen durch eine Tafel Milchschokolade zu beruhigen.

Klein senior und junior aber begaben sich mangels anderer Beschäftigung infolge der Unruhe des Tages und trotz den schlechten Zeiten ins Kaffeehaus. Hier machten sie alle Gäste nervös durch ihre Frage, wozu Grenzen gut seien. Antwort erhielten sie keine und es ist nur gut, daß Hänschen seine Frage mittlerweile schon wieder vergessen hat.

Richard Rax.



Copyright P. I. B. Box 6 Copenhagen



**Adamson hat Pech**

Wie eine Annahme von Tieren ständig von anderen Tieren aufgefressen wird, die Pflanzenkost durchaus verschmähen, so gibt es auch Pflanzen, die sich als Schmarotzer von anderen Pflanzen nähren, wie gewisse Flechten und Pilze, oder andere Pflanzen dadurch töten, daß sie sich an ihnen emporranken und sie des Lichtes berauben, ja sogar Gewächse, die Fliegen fangen und verzehren. Wie oft wird auch der Mensch selbst, der Herr und die Krone der Schöpfung, von nur durch das Vergärungs-glas erkennbaren Lebewesen, den Bazillen, überfallen, angefressen, aufs Krankenlager geworfen und getötet, um von den Raubtieren nicht zu reden, denen er besonders in vergangenen Zeiten oft erlegen ist!

Die meisten Menschen freilich stellen so weit ausgreifende Ueberlegungen nicht an. Wenn sie überhaupt sich nach dem Zweck ihres Daseins fragen, so antworten sie: „Ich lebe, um das Leben zu genießen“, wobei die von ihnen erstrebten Genüsse je nach der Eigenart des einzelnen ganz verschieden beschaffen sind. Für sehr viele ist aber das Leben in Wirklichkeit eine Kette von gewaltigen, oft erfolglosen Anstrengungen, Entbehrungen, Mühen, Krankheiten, also von Leiden aller Art. Diese Tatsache brachte schon vor 2500 Jahren den indischen Königssohn Siddharta, der später Buddha (Erweder) genannt wurde, zur Ueberzeugung, daß der Schmerz vom Leben unzertrennlich sei und erst mit unserer Wünschen, Begierden und Leidenschaften, also mit unserem Leben selbst aufhöre. Darum sollen wir unsere Triebe und Wünsche dämpfen und auslöschen, unser Ziel sei das Verlöschen im Nichts, im Nirwana. Diese Lehre wurde in Deutschland neu aufgenommen von Artur Schopenhauer (1788 bis 1860), der überzeugt war, daß auf dieser Welt gar nichts unseres Strebens und Ringens wert sei, daß alle Güter nichtig seien, die Welt an allen Enden bankerott und das Leben ein Geschäft, das nicht die Kosten deckt, und von dem unser Wille sich abwenden sollte. Welt und Leben haben nach Schopenhauer weder Sinn noch Zweck; sie verdanken ihr Dasein einem blinden, bewußtlosen Trieb, den jener, aller-

dings im Widerspruch zum Sprachgebrauch, Willen nennt.

Dicht fern von diesen Anschauungen ist die des Engländers Malthus (1766—1834), der in einem 1798 erschienenen und berühmt gewordenen Buche darlegte, daß die den Menschen erreichbaren Lebensmittel für den Bedarf der an Zahl stetig zunehmenden Bevölkerung nicht ausreichen und darum naturgemäß Hunger und Elend das Los der Massen sein müsse, ferner die des genialen Engländers Karl Darwin (1809—1882), daß die Lebewesen viel zu viel Nachkommen hervorbringen, als daß sie alle Raum und Nahrung finden könnten; sie müssen daher einen mörderischen Kampf ums Dasein ausfechten, wobei insbesondere die minderwertigen erliegen und verflucht werden. Allein diese Sätze gelten für die fortgeschrittene Kulturmenschen der Gegenwart nicht. Wir wissen heute, daß der bereits 1856 verstorbene Heinrich Heine recht hatte, als er dichtete:

„Es wächst auf Erden Brod genug  
Für alle Menschenkinder  
Und Schönheit und Blumen und Rosen und  
Lust  
Und Bädererben nicht minder.“

Wir haben solchen Ueberfluß an Lebensmitteln, daß große Mengen davon ins Meer geworfen, verbrannt oder für Menschen ungenießbar gemacht und die Anbauflächen verringert werden. Andererseits ist es der Heilfunde und Selbstpflege gelungen, die Menschen gesund zu erhalten und ihr Leben merklich zu verlängern. Wir wissen endlich, daß eine weise und gemeinnützige Wirtschaft die Lebensgüter allen zugänglich zu machen vermag, und daß nur menschliche Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit es verhindert, diese Möglichkeit zur Wirklichkeit zu machen.

Aber die Frage nach dem Sinn des Lebens ist zwecklos, sinnlos. Denn Welt und Leben sind nach menschlichem Sinne, menschlicher Art entstanden und eingerichtet. Das Uebermenschliche läßt sich nicht nach menschlichem Maße messen und wägen. Es ist auch ohne uns da, wir haben es bloß anzuerkennen und das ohne jede Annahme.

**Schach-Ecke**

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 273.  
Von Josef Hyna, Hostomitz.  
Original.

Schwarz: Ke5, Lh8, Sa5, Bc5, e6, f5, g4. (7)



Weiß: Kb2, Td8, Lh4, Sd4, e8, Bd3, g3. (7)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 270: Se3—e4!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Proch Anton, Predlitz; Sturm Heinrich, Brünn; Trepsch Waldemar, Kleinauzed; Trltsch Gustav, Wisterschan; Schöffel Anton, Schöbritz; Tesaf Franz, Suchel; Wand Ernst, Merzdorf; Hochfelder Hermann, Saaz; Habi Erwin, Chlmak Teo, Hofeld Otto, Lohmüller Hans, Schindler Robert, sämtlich Nestersitz; Tepper Franz, Karlsbad; Dinnebler Emil, Tetschen; Demel Rudolf, Schirmdorf; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Burkert Franz, Schönau bei Neu-Titschein; Eichler Otto, Drakowa; Lepschl Franz, Kaplitz; Kraus Gerhard, Turn.

**Bezirksmeisterschaften.**

Im Aussiger Bezirk wurde die Sektion Kleische Bezirksmeister. Ergebnisse: Kleische gegen Schönfeld 6:2 für Kleische. Nestersitz gegen Kleische 1:7 für Kleische.

Endstand: 1. Kleische: 2 Siege, 13 Pkt.; 2. Nestersitz: 1 Sieg, 7 Punkte; 3. Schönfeld: 0 Sieg, 4 Punkte. Bezirksmeister wurde Gen. Erich Aron mit 2 Punkten.

2. Bezirk. Zuckmantel gegen Wisterschan II. 2:4 Punkte für Wisterschan II.; Wisterschan II. gegen Wisterschan I. 2½:5½ Punkte für Wisterschan I. Bezirksmeister ist Wisterschan I. Mannschaft.

Endstand: 1. Wisterschan I.: 2 Siege, 12½ Punkte; 2. Wisterschan II.: 1 Sieg, 6½ Punkte; 3. Zuckmantel: 0 Sieg, 3 Punkte. Bezirksmeister wurde Gen. Wenzel Scharoch.

3. Bezirk. Im Serienspiel gewann Komotau I. gegen Komotau II. (Oberdorf) mit 8:0 Punkten und ist somit Bezirksmeister 1936.

6. Bezirk. Die Ergebnisse bis zur 5. Runde lauten: Tetschen gegen Seldnitz II. 7:1 Punkte, für Tetschen. Krochwitz II. gegen Bodenbach 2½:5½ Punkte für Bodenbach. Krochwitz I. gegen Rosawitz 4:4 Punkte, unentschieden. Seldnitz II. gegen Seldnitz I. 1:7 Punkte für Seldnitz I., Eulau gegen Krochwitz I. 4:2 Punkte (2 Hängepartien), Seldnitz I. gegen Krochwitz II. 7:1 Punkte für Seldnitz I., Eulau gegen Seldnitz II. 7:1 Punkte für Eulau. Krochwitz I. gegen Tetschen 4½:3½ Punkte für Krochwitz; Rosawitz gegen Krochwitz II. 7:1 Punkte für Rosawitz, Seldnitz I. gegen Bodenbach 5½:2½ Punkte für Seldnitz I.

**Turnierstand nach der 5. Runde:**

1. Seldnitz I.: 5 Spiele, 5 Siege, 30½ Punkte; 2. Eulau: 4 Spiele, 3 Siege, 17½ Pkt. (2 Hängepartien); 3. Rosawitz: 4 Spiele, 2½ Siege, 21 Pkt.; 4. Krochwitz I.: 4 Spiele, 2½ Siege, 18½ Pkt. (2 Hängepartien); 5. Tetschen: 3 Spiele, 2 Siege, 18½ Pkt.; 6. Bodenbach: 4 Spiele, 2 Siege, 15½ Punkte; 7. Krochwitz II.: 5 Spiele, 0 Siege, 8 Punkte; 8. Seldnitz II.: 0 Spiele, 0 Siege, 4½ Punkte.